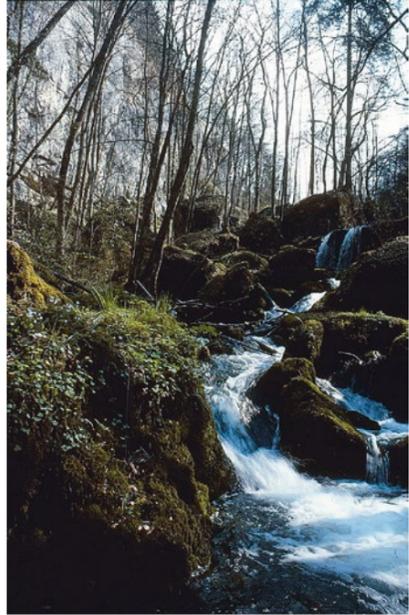


Der moderne Mensch tritt in Erscheinung



Die ältesten Spuren

Als der *Homo sapiens* aus Afrika nach Europa kam, traf er hier auf den Neandertaler; beide lebten noch Tausende von Jahren nebeneinander. Wie sich dieses Nebeneinander gestaltete, ob friedlich oder feindlich, wissen wir nicht. In der Schweiz jedenfalls sind sich die beiden Menschengruppen Neandertaler und *Homo sapiens* offenbar nie begegnet. Bislang haben die Archäologen bei uns aus dieser frühen Übergangszeit nicht eine einzige sichere Spur gefunden. Ganz anders in Süddeutschland, wo auf der Schwäbischen Alb zahlreiche Funde zum Vorschein gekommen sind. Die Fachwelt nennt diese frühen Epochen des *Homo sapiens* nach französischen Fundstellen «Aurignacien» und «Gravettien».

Wir haben also auf schweizerischem Gebiet zwischen dem Verschwinden des Neandertalers und dem ersten Auftauchen des *Homo sapiens* eine zeitliche Lücke, die bis zu 15 000 Jahre betragen kann. Wieso Funde aus dem Aurignacien und dem Gravettien bei uns fehlen, ist bis heute nicht geklärt. Vielleicht haben die Forscher solche Spuren einfach noch nicht gefunden; oder aber der frühe *Homo sapiens* ist wirklich erst später in die Schweiz gekommen.

Bis neue Funde das Gegenteil beweisen, kann eines gesagt werden: Der moderne Mensch betrat unser Land erstmals vor etwa 23 000 Jahren und hinterliess seine Spuren ausgerechnet in der uns bereits bekannten Kastelhöhle im Kaltbrunnental. Oder mit anderen Worten: Den ältesten Nachweis des *Homo sapiens* in der Schweiz fand man im Kanton Solothurn! Er tauchte hier kurz nach einer extremen Kaltphase in der letzten Eiszeit auf. Die Gletscher hatten sich zwar wieder zurückgezogen, aber es war immer noch sehr kalt. Eine Tundra mit niedrigem Krautbewuchs breitete sich aus, eine Landschaft, wie sie heute noch am Polarkreis in Nordeuropa anzutreffen ist. Die karge Vegetation bot Rentieren, Wildpferden



20 Vor etwa 23 000 Jahren hinterliess der moderne Mensch im Kaltbrunnental seine Spuren. Es ist der älteste Nachweis des *Homo sapiens* in der Schweiz.

21 Lebensbedingungen wie in der späten Eiszeit: Baumlose Tundra mit Rentierherde am Polarkreis in Nordschweden.

und Wildrindern bereits wieder ausreichend Nahrung, sodass sie sich hier wohlfühlten und ausbreiteten. Diese Tiere waren eine wichtige Nahrungsquelle für die Menschen der jüngeren Altsteinzeit. Ausgerüstet mit warmer Kleidung folgten sie ihnen bis in die Nordwestschweiz, um sie zu jagen.

Doch woher kamen diese Jäger? Betrachten wir die Formen ihrer Steingeräte, so waren es Angehörige des sogenannten Badegoulien. Diese Kultur haben die Archäologen erstmals in Frankreich nachgewiesen. «Unsere» Jäger hatten demnach sicher Beziehungen in den Westen Europas. Ob sie aber auch von dort kamen, ist in der Forschung heute umstritten. Als Pioniere durchstreiften sie die Nordwestschweiz und wählten dabei – lange nach den Neandertalern – wieder die Kastelhöhle als Rastplatz. In der Gegend von Besançon, im französischen Jura, hatten sie sich noch mit Silexrohmaterial versorgt, das sie über eine Strecke von 100 Kilometern bis in die Kastelhöhle mittrugen – sie kamen also sehr weit her.

Die Menschen des Badegoulien schmückten sich mit Anhängern aus durchlocherten Tierzähnen. Sie fertigten Gegenstände aus Knochen an, zum Beispiel mit einem Ohr versehene Nähnadeln. Damit konnte jetzt feiner genäht werden, sodass Kleider und Ausrüstungsgegenstände aus Leder und Fell dauerhafter und besser wurden. In der Kastelhöhle fanden sich jedoch keine solchen Objekte aus Knochen oder Leder, sondern nur Steingeräte.

Ein Jäger sucht Schutz

Jürg Sedlmeier



Höhen. Dort stossen sie endlich auf eine kleine Rentierherde. Der Wind steht günstig, die Tiere bemerken die beiden Jäger nicht. Diese schleichen sich im Schutz von Felsbrocken immer näher heran. Die Rentiere grasen inzwischen in einer Senke, sodass sich die Jäger bis auf Schussdistanz anpirschen können. Aufrichten, Zielen, Schiessen mit der Speerschleuder, das geht blitzschnell; aber, wie so oft, verläuft nicht alles wie erhofft. Aufgeschreckt flüchten die Tiere, und prompt verfehlt der eine Speer sein Ziel, der andere jedoch trifft, ein Rentier knickt ein, sinkt zu Boden.

Es wird an Ort und Stelle ausgeweidet und zerlegt, die Keulen, das beste Fleischstück, wird in das Fell des Tieres eingewickelt. Das Geweih trennen die Jäger vom Schädel ab, es wird später im Lager zu Speer- und Harpunenspitzen verarbeitet. Den Rest des Tieres überlassen sie der Natur. Während der eine Mann seinen Jagdgenossen weiter in den Jura hinein folgt, steigt der zweite, beladen mit der Jagdbeute, talabwärts. Als er das obere Ende des Tales erreicht, sieht er einen Schneehasen in seinem Bau verschwinden. Er legt vor dem Bau eine Schlinge aus und wartet ab. Schon nach kurzer Zeit verfängt sich der neugierige Hase in der Falle. Der Rest ist schnell erledigt.

Unterdessen ist die Sonne verschwunden, schwere Wolken drücken auf die Jurahöhen. Der Jäger beeilt sich; er steigt rasch das Kaltbrunnental hinunter, wird aber von der Dämmerung eingeholt. Eisige Winde und Schneeregen erschweren die Sicht. Verschwommen sieht er vor sich einen Felsen mit einer schmalen Öffnung – es ist die Kleine Ganghöhle. Er kriecht hinein und verbringt dort, eingewickelt in ein schützendes Fell, die stürmische Nacht. Am nächsten Morgen klärt sich das Wetter auf. Hungrig macht er vor seinem Unterschlupf ein Feuer. In der Nähe findet er nur wenig Holz, also verbrennt er auch einige Stücke des mitgebrachten Rentiergeweihs. Mit einer Silexklinge schneidet er sich ein wenig Hasenfleisch ab und brät es über dem Feuer. Gesättigt marschiert er weiter...

Zurück bleiben die Knochen des Rentiers und des Schneehasen, ein Stück verbranntes Rentiergeweih sowie die Silexklinge.



Holzzeit statt Steinzeit

Eigentlich trägt die Jungsteinzeit ihren Namen zu Unrecht; eigentlich müsste die Epoche «Holzzeit» heissen. Wesentlich häufiger als Steingeräte finden sich nämlich Pfähle, Werkzeuge, Waffen und Gefässe aus Holz. Am Beispiel des Burgäschisees lässt sich zeigen, dass die Menschen in der Jungsteinzeit die verschiedenen Holzarten bestens kannten und ihre Eigenschaften geschickt nutzten: Häuser bauten sie aus hartem Eichenholz; aus zähem Eschen- und Ulmenholz bestanden die Schäfte der Steinbeile, und für Pfeilbögen verwendete man Eibenholz. Dabei wurde darauf geachtet, dass das weiche, biegsame Splintholz an der Aussen- und das starre Kernholz an der Innenseite für die nötige Spannkraft des Bogens sorgten. Die Holzschäfte der Pfeile fertigte man häufig aus Schösslingen des Wolligen Schneeballs, der besonders gerade Zweige lieferte. Löffel waren aus Ahorn- oder Erlenholz geschnitzt, während Maserknollen von Ahorn und Buche zu Holzgefässen verarbeitet wurden. Mit Furchenstöcken aus Erlenholz wurde der Boden aufgerissen, um die Äcker für die Aussaat vorzubereiten. Das Holz wurde meist in grünem, noch frischem Zustand verarbeitet; Steinwerkzeuge eigneten sich schlecht, um gelagertes Holz zu bearbeiten.

Neben Holz wurden auch Knochen, Geweihe, Hörner und Zähne zu Werkzeugen oder Schmuck verarbeitet. Aus dem zähen und robusten Rothirschgeweih machte man sogar Pfeilspitzen. Aus den Fussknochen von Schaf, Ziege und Reh schnitzte man spitze, ahlenartige Werkzeuge, aus den grösseren Fussknochen von Rindern und Rothirschen gröbere Meissel. Diese Geräte dienten als Beitel und Querbeile zur Holzbearbeitung sowie als Schaber und Glätter zum Säubern von Tierhäuten. Aus Rinderrippen entstanden Kämmen für das Hecheln von Pflanzenfasern. Die Menschen waren damals Meister im Verwerten natürlicher Rohstoffe, die heute meist durch Plastik ersetzt worden sind.



100



101



102

Geflechte und Gewebe vom Burgäschisee zeigen, wie vielfältig ein jungsteinzeitlicher Haushalt ausgestattet war. Da gibt es Schnüre aus Linden- oder Weidenbast und Gras, geflochtene Körbe und Matten sowie Leinengewebe von Kleidungsstücken oder Taschen.

Das Herstellen von Textilien war aufwändig. Zuerst mussten mit dem Hechelkamm die holzigen Teile der Lein- oder Flachsstängel entfernt und die Fasern sorgfältig auseinandergezupft werden. Mit der Spindel wurden sie dann zu Fäden versponnen. Jungsteinzeitliche Handspindeln bestanden aus einem durchlochtem Spinnwirtel aus gebranntem Ton oder Stein und einem hölzernen Stab, der durch das Loch gesteckt wurde. Schliesslich wurden auf grossen, an den Hauswänden lehrenden Webstühlen Stoffe aus Flachs und später auch aus Schafwolle gewoben.

Bis heute wurden noch keine gewobenen Kleider aus der Jungsteinzeit gefunden. Einige aus Bast hergestellte Hüte und Sandalen sind die einzigen Bekleidungsreste aus Seeufersiedlungen. Immerhin gibt es Abbildungen auf Grabsteinen im Wallis. Auf diesen sind mit geometrischen Mustern verzierte Kleider erkennbar, die in der Taille mit einem Gürtel zusammengehalten werden.

Sicher haben sich die Menschen auch damals der Jahreszeit entsprechend angezogen. Im Sommer trugen sie vielleicht nur einen Lendenschurz oder einen Rock, während sie sich im Winter mit Fellkleidern, Fellmützen und mit Heu gefütterten Lederschuhen vor der Kälte schützten. Wie die bekannte Gletschermumie Ötzi zeigt, muss man sich diese Winterkleidung ähnlich wie bei den nordamerikanischen Indianern vorstellen. Ötzi trug eine Felljacke und aus Fellresten zusammengenähte Leggings – röhrenförmige Fellstrumpfhosen. Diese waren mit Bändern an einem Hüftgurt angebunden, damit sie nicht hinunterrutschten.



99 Neben Tongeschirr gehörten auch Holzgefässe zu einem jungsteinzeitlichen Haushalt. Das Gefäss stammt vom Dorf am Südufer des Burgäschisees.

100 Knochen, Geweihe oder Zähne des Rothirsches liessen sich zu Werkzeugen oder Schmuck verarbeiten.

101 Am Burgäschisee entstanden aus Hirschgeweih Trinkbecher, Meissel, Stichel, Hechelzähne oder Webschwerter.

102 Leinengewebe vom Burgäschisee.

103 Einer der vielen Arbeitsgänge beim Textilhandwerk: Die Schafwolle wird zu einem Faden gesponnen.

103

Ein heisser Draht zur Götterwelt



Bronze für die Götter – Bronze für die Menschen

Zu jeder Religion gehören kultische Handlungen und Rituale: Christen knien nieder und bekreuzigen sich, wenn sie eine Kirche betreten; Muslime ziehen am Eingang zu einer Moschee ihre Schuhe aus und vollziehen vor dem Gebet eine rituelle Waschung; Buddhisten umkreisen einen heiligen Schrein, an dem sie die Gebetsmühlen drehen, immer im Uhrzeigersinn. Sicher beachteten auch die Menschen während der Bronzezeit bestimmte Rituale, wenn sie sich an ihre Götter wandten. Bloss, wir kennen diese Riten und Kulthandlungen nicht, niemand hat davon Aufzeichnungen gemacht. Gebete hinterlassen im Boden keine Spuren, so können Archäologen zu Kult und Religion in der Bronzezeit nur Vermutungen anstellen.

Es gibt nun aber gewisse Funde, die uns wenigstens Hinweise geben, wie die geistige Welt der damaligen Menschen ausgesehen haben könnte. Dazu zählen unter anderem die sogenannten Hort- oder Depotfunde. Neben den Siedlungs- und Grabfunden sind sie die dritte «klassische» Fundgattung in der Archäologie. Während der gesamten Steinzeit sind sie praktisch unbekannt; ab der Bronzezeit spielen sie aber eine immer wichtigere Rolle. Es handelt sich dabei um zusammen niedergelegte Bronzegegenstände – Waffen, Werkzeuge oder Schmuck. Die Holzgriffe der Dolche, Schwerter und Sicheln, ebenso wie die Holme der Beile sind längst verrottet. Gewandnadeln hat man vielleicht zusammen mit dem ganzen Kleid deponiert. Bis heute übriggeblieben ist aber allein das Metall.

Derartige Horte finden sich oft an auffallenden Stellen: Bei einer Quelle, bei einem grossen Felsblock, zwischen Felsen eingeklemmt oder tief in einer Höhle drin. Ein in Deutschland bei einem Bronzedeot gefundener Rest eines Holzpfostens legt nahe, dass einzelne Horte an der Oberfläche markiert waren. Einige Bronzehorte enthalten neben gebrauchsfertigen Werkzeugen und Waffen auch zerstückelte Altwaren, zusammenschmolzene Objekte, Fehlgüsse und Gusskuchen. Sie lassen an Materialdepots von Händlern oder Bronzegießern denken. Diese hätten, einer drohenden Gefahr wegen, ihren Besitz vergraben, um ihn bei nächster Gelegenheit wieder zu heben. Kaum denkbar, dass ein Bronzehändler sein Versteck mit einem grossen Holzpfahl an der Oberfläche gekennzeichnet hätte, das wäre ja geradezu eine Einladung für Diebe. Bei vielen Bronzehorten handelte es sich also nicht um Handelsgüter oder Rohstoffreserven, sondern höchstwahrscheinlich um Opfergaben an Gottheiten. Warenlager und Opfer voneinander zu unterscheiden ist aber äusserst schwierig und nur bei genauer Kenntnis der Fundumstände möglich.

Urgeschichte an der Weltausstellung

Das einzige Bronzedeot im Kanton Solothurn kam Ende Februar 1865 beim «Hinzihöfli» oberhalb von Grenchen zum Vorschein. Das Hinzihöfli gibt es heute nicht mehr. Heutzutage befindet sich dort, zuoberst an der Rebgasse, eine moderne Wohnsiedlung. Der Hortfund von 1865 umfasst vier sogenannte Randleistenbeile, vier Sicheln, das Fragment eines weiteren Beiles sowie ein 26 Zentimeter langes Stück einer Schwertklinge.

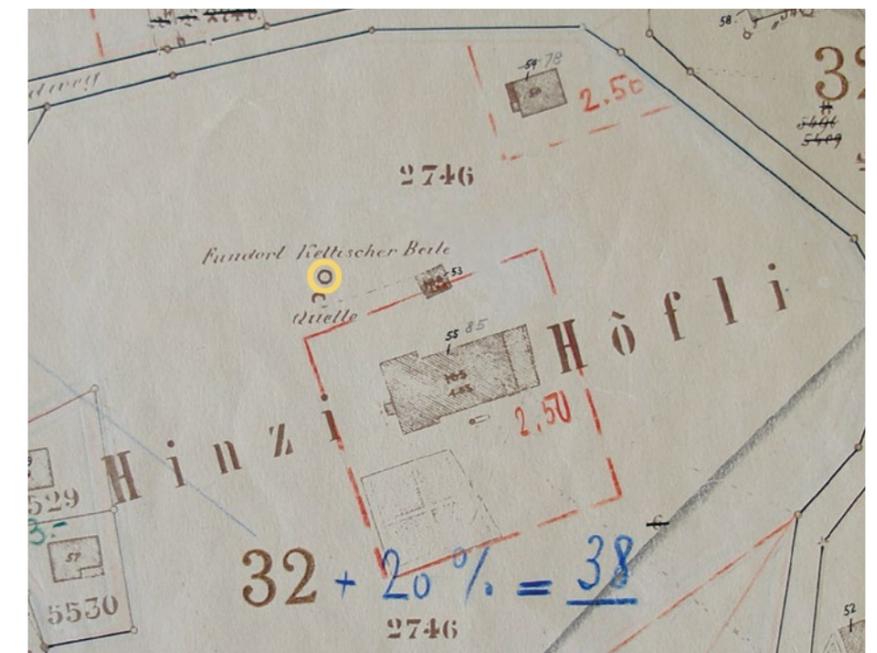
141 Sonnenanbeter auf einer bronzezeitlichen Felszeichnung aus dem Val Camonica in Norditalien.

142 Der Depotfund vom Hinzihöfli in Grenchen enthält vier Beile, vier Sicheln sowie ein Beil- und ein Schwertfragment.

143 Auf dem Katasterplan des 19. Jahrhunderts sind beim Hinzihöfli sowohl eine Quelle als auch der Hortfund eingezeichnet.



Der Hinzihöfli-Bauer wollte damals die Wasserleitung verbessern, die von einer Quelle zu seinem Haus führte. Er hob einen etwa 1,5 Meter breiten und ebenso tiefen Graben aus und stiess dabei auf einen Teil der erwähnten Bronzegegenstände. In Grenchen war zu dieser Zeit Franz Josef Schild (1821–1899) als Arzt tätig. Schild war aber auch an Archäologie, Geschichte und Volkskunde interessiert. Was er dazu alles gesammelt hatte, veröffentlichte er in seinem Buch «Dr Grossätti us'em Leberberg».



Tag für Tag



Um etwas über den Alltag einer vergangenen Kultur herauszufinden, braucht es entweder schriftliche Dokumente, welche das tägliche Leben mit Worten und Sätzen beschreiben, oder es braucht Gegenstände, die tagtäglich gebraucht wurden: Kleider, Werkzeuge, Geschirr, Möbel, Kultobjekte, Wohnhäuser ...

Für die Eisenzeit fallen schriftliche Quellen für unser Gebiet weg. Lesen und Schreiben sind Fähigkeiten, die erst von den Römern über die Alpen nach Norden gebracht worden sind. Wir können also nirgends nachlesen, wie es damals war, und sind ganz auf die Gegenstände angewiesen, welche die Archäologie uns liefert. Und damit steht es im Kanton Solothurn schlecht für die Eisenzeit. Wir haben wohl zahlreiche Grabfunde aus dieser

192 Im Grubenhaus vom Langacker in Balsthal fanden sich Reste eines Webstuhls; der halb unterirdische Bau diente wohl als Webkeller.

193 So könnte das kleine Grubenhaus vom Langacker (500 v. Chr.) von aussen ausgesehen haben.

Epoche, die uns recht genaue Kenntnisse liefern über Bestattungsbräuche und Grabrituale, aber mit den Wohnplätzen ist es nicht gut bestellt. Es gibt zwar einige wenige Orte, an denen die Archäologen eisenzeitliche Siedlungen feststellen konnten, ausser ein paar Keramikscherben ist dort aber kaum Aussagekräftiges zum Vorschein gekommen. Es handelt sich zudem meist um ältere Entdeckungen, wo entweder unsachgemäss ausgegraben wurde, oder man die Funde einfach nur aufgelesen hat. Eisenzeitliche Keramik fand sich beispielsweise in Balsthal, Hofstetten-Flüh, Langendorf, Lostorf, Nuglar-St. Pantaleon, Oensingen, Oberbuchsiten, Olten, Trimbach ..., was immerhin zeigt, dass der Kanton Solothurn grossflächig – wenn auch nur dünn – besiedelt war. Etwas mehr Informationen liefern neuere Ausgrabungen in Balsthal und in Langendorf – diese Entdeckungen werden im Folgenden vorgestellt.

Beschränkte Platzverhältnisse

Die Ausgrabungen im Langacker in Balsthal fanden 1998 statt. Der Bau eines neuen Mehrfamilienhauses war geplant. Und weil auf dem benachbarten Schulhausgelände im 19. Jahrhundert frühmittelalterliche Gräber gefunden worden waren, beschloss die Kantonsarchäologie vorsichtshalber zu sondieren. Sie wurde einerseits enttäuscht, andererseits überrascht: Es kamen keine Gräber zum Vorschein, dafür eine dunkle Erdverfärbung.

Die Untersuchung zeigte dann, dass die Verfärbung vom Boden eines sogenannten Grubenhauses stammte. Grubenhäuser sind – wie der Name sagt – Gebäude, deren Boden tiefer liegt als die Umgebung, was oft der einzige Grund ist, weshalb sie heute überhaupt noch entdeckt werden. Alles Oberirdische fiel der Erosion oder der späteren Bautätigkeit zum Opfer, erhalten blieben nur die eingetieften Hausgrundrisse.

Das Haus im Langacker war mit knapp zehn Quadratmetern Fläche sehr klein. Einige Pfostenlöcher, in denen einst die Pfähle für die Dachkonstruktion steckten, lassen ein zeltförmiges Dach vermuten, so wie man es auch von anderen Grubenhäusern der Eisenzeit kennt. Reste von Hüttenlehm stammen am ehesten von niedrigen Wänden aus Flechtwerk, das einst mit Lehm verstrichen war.





Eine fromme Gabe für die Götter

Wie die Römer kannten auch die einheimischen Kelten zahlreiche Götter. Diese wurden bei der Eingliederung in das Römische Reich «romaniert» und bekamen neue Namen. Die keltischen Gottheiten blieben teilweise noch am Beinamen erkennbar. So war Merkur für die Gallorömer nicht nur der Handelsgott. Als *Mercurius Cultor* war er für sie ein Schutzgott der Landwirtschaft, als *Mercurius Defensor* ein Kriegsgott. Die römischen Herrscher zwangen den Einheimischen keine neue Religion auf, sondern liessen ihnen – unter römischem Deckmantel – ihre alten Götter. Die religiöse Toleranz war ein bewährtes und erfolgreiches Rezept der römischen Integrationspolitik.

In den damaligen Glaubensvorstellungen basierte vieles auf dem Prinzip: «Wenn du mir gibst, dann gebe ich dir». Genau wie heute baten die Menschen auch früher um Schutz, um Hilfe, um Gesundheit und um die Erfüllung ihrer Wünsche. Sie brachten den Göttern ein Opfer oder ein Geschenk dar, um sie wohlgesinnt zu machen. Oft war die Bitte mit einem Gelübde verbunden, das nach Erfüllung des Wunsches mit einer weiteren Spende einzulösen war. Die Spannweite für diese Opfergaben war sehr gross: Es konnte ein einfacher Blumenstrauss oder eine Münze sein, aber auch ein neuer Tempel für den hilfreichen Gott.

Ein solches Gelübde erfüllte Marcus Aurelius Aprilius Restio am 20. August des Jahres 219 in *Salodurum*, indem er der Göttin Epona einen Altar weihte. Restio war Soldat und gehörte zu den sogenannten Benefiziariern, die unter anderem mit der Überwachung der Strassen betraut waren. Die keltische Göttin Epona wachte als Schutzherrin der Pferde, der Esel und der Maultiere auch über den Reiseverkehr. Deshalb war sie bei den Benefiziariern und den Fuhrleuten besonders populär. Hatte Epona so gut für den Strassenverkehr rund um *Salodurum* gesorgt, dass sich Restio am Ende seiner Dienstzeit mit einer grosszügigen Gabe bedankte? Weihealtäre wie dieser waren, für jedermann gut sichtbar, vor Tempeln oder an Wegkreuzungen aufgestellt.

265

Kleine Fibel – grosse Liebe

Mirjam Wullschlegler



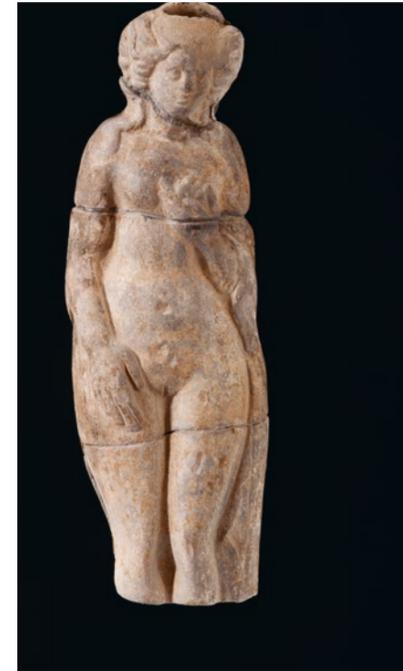
Silvanus sucht nach einem passenden Geschenk für seine Freundin Eluina. Vielleicht findet er im nahen Salodurum etwas Besonderes. Schliesslich werden auf dem grossen Markt Waren aus allen Teilen des Reiches angeboten. Bei einem Händler aus der fernen, weit im Norden gelegenen Stadt Trier wird Silvanus fündig: Mit einer neuen Fibel macht er seiner Liebsten bestimmt eine grosse Freude – schliesslich gehört eine solche

Gewandnadel zur Kleidung jeder Frau. Und die Fibel, die Silvanus ausgesucht hat, ist mit ihrem eingravierten Text wie für Verliebte geschaffen. Eluina wäre in der ganzen Umgebung bestimmt die Einzige, die ein solches Schmuckstück besitzen würde.

Die Inschrift ist zwar nicht in Eluinas keltischer Muttersprache verfasst, aber sie versteht schliesslich ein wenig Latein. «VENIO SI DAS» heisst eigentlich «ich komme, wenn du gibst». Aber für ein Liebespaar hat die Botschaft noch eine tiefere Bedeutung. Dann heisst sie etwa so viel wie: «Ich verfall dir, wenn du mich liebst». Wie bei den Göttern geht auch in der Liebe nichts ohne ein gegenseitiges Versprechen.

Nicht nur der Spruch, auch die Fibel selbst ist für Silvanus ein Symbol. Wie die Fibel Eluinas Gewand zusammenheftet, soll sie auch ein Bindeglied ihrer Liebe sein. Silvanus hofft, dass mit diesem Geschenk der Liebeszauber ewig währen wird, und klaubt die nötigen Sesterze aus seinem Geldbeutel.

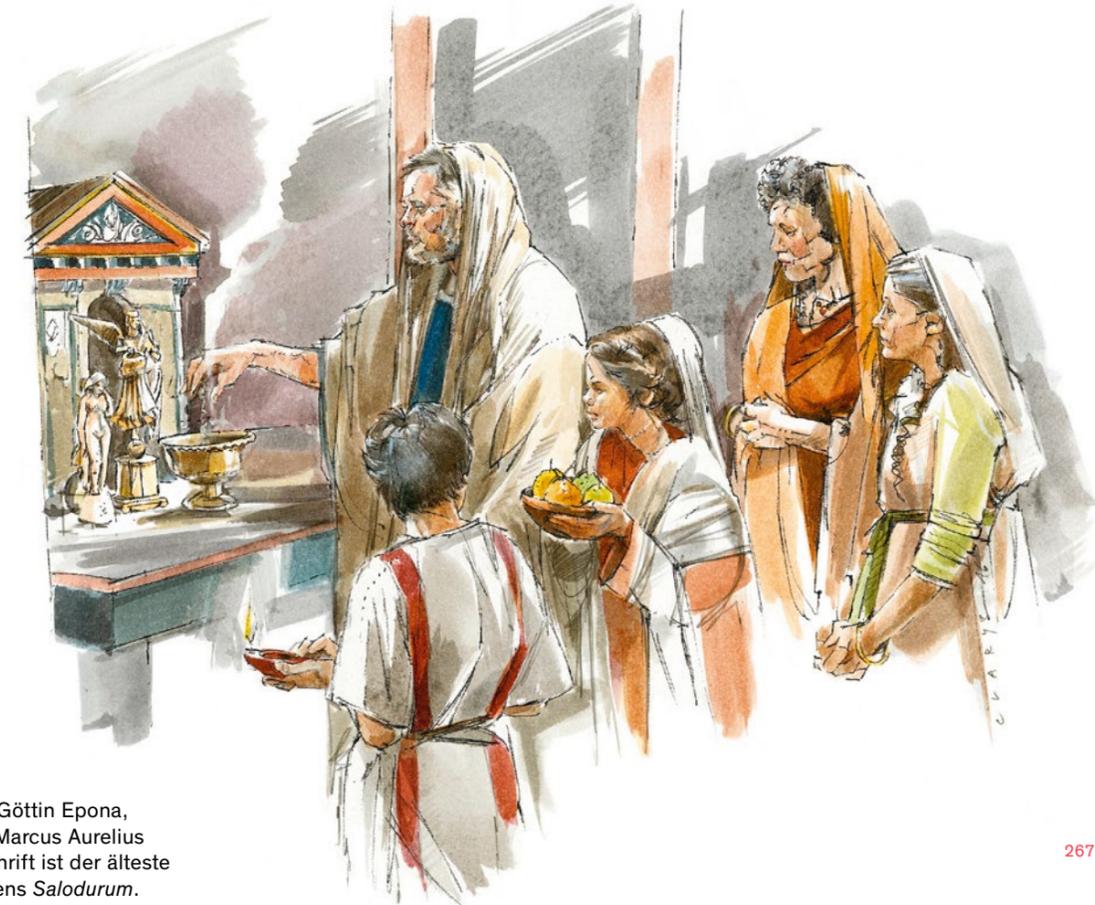
Auch wenn diese Geschichte frei erfunden ist, zeigt die Fibel aus der Villa in der Scharlenmatte bei Flumenthal eines: Bereits im 1. Jahrhundert n. Chr. wurde mit wenigen Worten die grosse Liebe versprochen.



266

Mit den Römern gelangte der private Hauskult in das keltischstämmige Gebiet. Dabei spielten die sogenannten Laren und der Genius eine wichtige Rolle. Der Genius wachte als persönlicher Schutzgott über den Hausherrn. Die Laren waren die Beschützer des Hauses; sie traten meist paarweise als tanzende Jünglinge mit Opferschale und Füllhorn auf. Die Verehrung der Hausgötter spielte im täglichen Leben eine wichtige Rolle. Jede Familie hatte einen «Herrgottswinkel» eingerichtet, wo kleine Figuren der Laren oder des Genius aufgestellt waren. Neben den Hausgöttern fanden darin weitere Götter Platz, die bei den Hausbewohnern besonders beliebt waren.

Ein solcher Hausschrein war im kleinen Gutshof an der Grundstrasse oberhalb von Olten aufgestellt. Er wurde bei einer Feuersbrunst zerstört. Im Brandschutt fanden die Ausgräber eine vom Feuer gezeichnete Tonstatuette der Liebesgöttin Venus und eine Bronzestatuetten der Siegesgöttin Victoria. Ursprünglich stand der Hausaltar wohl auf einer Holzkommode oder in einer Wandnische. Hier versammelte sich die ganze Familie zur Kultfeier und um den Hausgöttern zu opfern. Übliche Weihegaben waren etwa Blumen, Obst, Wein oder kleine Speisen. Die Funktion des Priesters übernahm das Oberhaupt der Familie, der *Pater familias*. Den Kopf bedeckt, ein Gebet sprechend, verbrannte er in einem Räucherkelch Weihrauch und andere Opfergaben.



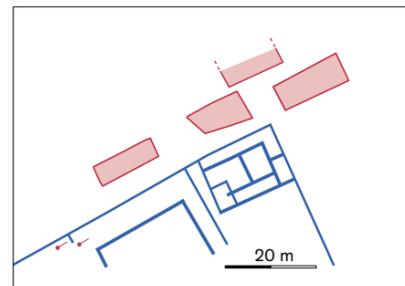
267

265 Weihaltar für die Göttin Epona, gestiftet vom Soldaten Marcus Aurelius Aprilius Restio. Die Inschrift ist der älteste Nachweis des Ortsnamens *Salodurum*.

266 Tonstatuette der Liebesgöttin Venus aus dem kleinen Gutshof an der Grundstrasse oberhalb von Olten.

267 Die Familie des Oltners Gutshofs versammelt sich am Hausaltar zur Kultfeier.

334



■ Römische Villa
■ Frühmittelalterliches Gehöft

Die ältesten Häuser von Gutzwil

Die grösste und teuerste Ausgrabung im Kanton Solothurn fand von 1982 bis 1989 beim Spitalhof in Biberist statt, bei der heutigen Autobahnausfahrt Solothurn-West. Sie umfasste rund 20 000 Quadratmeter – was etwa drei Fussballfeldern entspricht – und kostete 1,7 Millionen Franken. Neben einem ausgedehnten römischen Gutshof kamen Funde aus sämtlichen anderen Epochen zum Vorschein. Die Palette reichte von mehr als 10 000 Jahren alten Feuersteinwerkzeugen bis zu verendeten Rindern, die der Spitalhof-Bauer, vielleicht vor fünfzig Jahren, hier verscharrt hatte.

Die wichtigsten nichtrömischen Funde waren zweifellos die Reste eines Bauernhofes aus dem 7. Jahrhundert, denn Siedlungsspuren aus dieser Zeit sind sehr selten. Die Flurnamenforscher haben für die Gegend des Spitalhofes einen Weiler namens «Gutzwil» nachgewiesen. Dieser muss im 7. bis 9. Jahrhundert gegründet worden sein; spätestens im 14. Jahrhundert verschwand er wieder. Höchstwahrscheinlich wurden bei den Ausgrabungen die ältesten Häuser von «Gutzwil» erfasst.

Nördlich der Umfassungsmauer des römischen Gutshofes legte man mehr als fünfzig Pfostenlöcher frei, die sich zu mehreren Häusern ergänzen liessen. Sie lagen alle in der gleichen Flucht, parallel zur römischen Hofmauer. Die Gebäude waren vier bis sechs Meter breit und zwölf bis zwanzig Meter lang. Im Innern waren sie wahrscheinlich unterteilt in zwei oder drei Räume. Die Wände, von denen nichts erhalten geblieben ist, bestanden aus Brettern oder aus einem Rutengeflecht, das mit Lehm abgedeckt wurde. Die Dächer deckte man mit Stroh, Schilf, Grassoden oder Schindeln.

Ein frühmittelalterliches Gehöft war von einem Zaun umgeben, der gleichzeitig den Rechtsbereich des Hausherrn markierte. Nach den germanischen Gesetzestexten bestand ein Hof aus mehreren Gebäuden. Neben dem Wohnhaus gehörten dazu Ställe und Viehunterstände, Vorrats- und Getreidespeicher, Scheunen, Werkstätten und ein heizbares Badhaus. Dieses wurde *stuba* genannt, worin unschwer unsere «Stube» zu erkennen ist.

Im Frühmittelalter errichtete man fast ausschliesslich Holzbauten. Diese hatten bloss eine Lebensdauer von zwanzig bis dreissig Jahren, dann mussten sie ersetzt werden. Für Neubauten war es einfacher, einen neuen Bauplatz zu wählen, statt den Altbau abzubauen. Es ist deshalb damit zu rechnen, dass nicht nur Einzelhöfe, sondern ganze Weiler und Dörfer «wanderten». Erst im 8. Jahrhundert, als sich die Grundherrschaft kräftigte und sich eine kirchliche Organisation bildete, wurden die Siedlungen wirklich ortsfest. Das bekannte Sprichwort müsste man demgemäss eher umkehren: «Das Dorf bleibt bei der Kirche».

Im 4. und 5. Jahrhundert wurden viele Gutshöfe, die das Rückgrat der römischen Landwirtschaft gebildet hatten, verlassen. Weite, vorher intensiv bewirtschaftete Landstriche verödeten und wurden wieder zu Wäldern. Sie bestimmten das Landschaftsbild im Frühmittelalter. Im Jura wuchsen vor allem Buchen, Tannen und Fichten, im Mittelland Buchen und Eichen. Erst im 7. Jahrhundert wuchs die Bevölkerung langsam wieder. Ehemaliges Acker- und Weideland wurde wieder gerodet, neue Dörfer entstanden.

Die römischen Gutshöfe hatten grosse Mengen an Lebensmitteln produziert und diese auf dem Markt abgesetzt. Der frühmittelalterliche Bauer baute alles selber an, was er zum Leben benötigte: Getreide, Gemüse, Hülsenfrüchte, Ölpflanzen und Obst. Die wichtigsten Getreidesorten waren Hafer, Gerste und Roggen. Vermehrt wurden auch kältehartes Getreide wie

Holzbauten hatten eine Lebensdauer von bloss zwanzig bis dreissig Jahren, dann mussten sie ersetzt werden.

Einkorn und Dinkel angepflanzt; denn im Frühmittelalter waren die Durchschnittstemperaturen niedriger als in der Römerzeit. Auf kleinen Äckern wuchsen Erbsen, Linsen, Bohnen und Futterwicke. Zum Gewinnen von Öl pflanzte man Schlafmohn, Lein und Hanf. Als Faserpflanzen dienten die beiden Letzteren auch zum Herstellen von Textilien. Wahrscheinlich kannte man schon einen gewissen Wechsel von Acker, Weide und Brache, damit sich der Boden erholen konnte. Die streng geregelte Dreifelderwirtschaft setzte sich aber erst im Hochmittelalter durch.

Die abgeernteten oder brachliegenden Felder, aber auch Hecken und Wälder dienten als Weide für die Haustiere. Die Rinder standen dabei an erster Stelle. Sie lieferten nicht nur Milch und Fleisch, sondern dienten auch als Zugtiere. Allerdings ging ihr Anteil im Frühmittelalter zurück, da sie viel Futter brauchten. Die Bauern hielten nun mehr Schafe und Ziegen, die anspruchsloser waren und sich mit schlechten Weiden begnügten.



334 Direkt nördlich der Umfassungsmauer des römischen Gutshofes beim Spitalhof kamen mehrere frühmittelalterliche Gebäude zum Vorschein.

335 Zu einem frühmittelalterlichen Gehöft gehörten mehrere Gebäude: ein Wohnhaus, Ställe, Speicher und Werkstätten. Ein Zaun umgab den Hof.

335